



Leseprobe

Karla Schneider

Tova und die Sache mit der Liebe

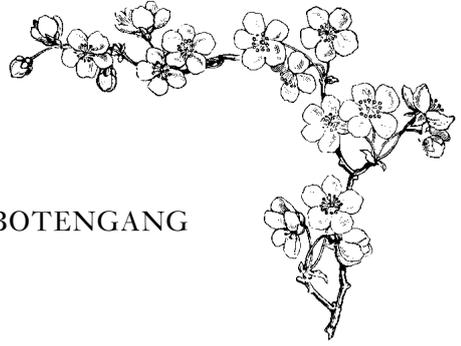
ISBN (Buch): 978-3-446-24315-6

ISBN (E-Book): 978-3-446-24418-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24315-6>

sowie im Buchhandel.



## EIN NÄCHTLICHER BOTENGANG

»Ihr müsst ohne mich Abendbrot essen«, sagte meine Mutter. »Der Auftrag muss bis morgen früh fertig sein.« Zerstreut sah sie sich um. »Hab ich noch genügend Heliotrop?«

Der Küchentisch war über und über bedeckt mit feuchtem Moos, mit Spulen aus Kupferdraht, mit flachen Korbschalen voller Blumen und Blätter. Hier konnte jedenfalls niemand essen, das war klar. Ringsherum, auf dem Fußboden, standen Behälter mit Thuja und Tanne. Meine Mutter hatte nämlich vor Kurzem eine Ausbildung zur Blumenbinderin gemacht. Seitdem prangte neben der Haustür ein Schild:

*Brautsträuße, Grabkränze, Gebinde  
nach Ihren Wünschen und für jeden Anlass  
bei Ammerdal 2. Stock*

Zwar gab es in der Oberstadt, wo die besten Läden waren, wo die Schienen für die Straßenbahn verliefen und wo die schönen Häuser mit den rosaroten Ziegeln standen, bereits ein bekanntes Geschäft, in dem man alles das kaufen und bestellen konnte – das Blumenhaus *Arkebus*. Mit drei riesigen Schaufensterscheiben und Granitstufen vor der Eingangstür.

»Ich will denen ja keine Konkurrenz machen«, hatte meine

Mutter gesagt, als sie uns von ihrem Plan erzählte. »Zu mir würden nur Leute kommen, die sich nie zu *Arkebus* hineintrauen. Leute mit wenig Geld, solche, die sich bloß einen kleinen Kranz leisten können oder ein Bukett für bescheidenere Ansprüche.«

Wir hatten genickt. Uns hatte sie sofort überzeugt.

Trotz dieses schlagenden Arguments hatte sie es vorgezogen, nicht ausgerechnet bei *Arkebus* darum zu bitten, dass man sie ausbilden möge. Sie war lieber für eine Woche verreist, um in der Nachbarstadt die notwendigen Handfertigkeiten zu lernen, die man für einen solchen Beruf brauchte.

Seit das Schild neben der Haustür hing, war beinah täglich Getrampel im Treppenhaus, weil jemand in den zweiten Stock wollte. Meistens ging es um Trauerfälle. Niemand von uns hatte damit gerechnet, dass der Bedarf so dringend sein würde. Brautbuketts und Hochzeitskrönchen wurden viel seltener bestellt. Meine Mutter hatte freilich nicht daran gedacht, dass alles – jeder Stängel, jede einzelne Blüte, jeder Batzen Moos – erst mal beschafft werden musste. Eine Beschaffung, die Geld kostete. Geld, das von Mutters Einnahmen abgezogen werden musste.

Die Küche fiel also als Essplatz aus. Ein für alle Mal. Ich belud ein Tablett mit Brettchen, Bestecken und Brotkorb, um mir woanders eine Tischecke zu suchen. Bloß wo? Im Schlafzimmer von meiner Mutter, mir und meiner Schwester Elseline? Oder bei meinem Bruder Gösta und Großvater?

»Ich mach dir was, das du nebenher essen kannst«, bot ich an. »Hast du einen speziellen Wunsch?«

»Bloß einen«, sagte meine Mutter, ohne aufzusehen. »Nur einen einzigen: Sprech mich nicht an. Diese beiden Kränze werden morgen früh um acht Uhr abgeholt. Ich mache die Nacht durch. Einen Kaffee kannst du mir kochen, das wäre nett.«

Als ich das Tablett in die Küche zurückbrachte, schlurfte mein

Großvater in seinen Pantoffeln hinter mir her. Er fing schon auf der Schwelle an, eine seiner »Begegnungen« zu erzählen, die er irgendwo draußen auf seinen Herumzieh-Touren gehabt hatte. »Weißt du, wen ich vorm Zigarrenladen getroffen hab? Den alten Frerichson, der früher neben uns gewohnt hat. Der ist jetzt auch Witwer, und der hat – aber das rätst du nie ...«

»Jetzt nicht, Papa«, rief meine Mutter, »jetzt nicht! Und rauch bitte nicht hier bei den Blumen, geh mit deinem Stinkstumpel ins Treppenhaus.«

»Aber mein Geld stinkt nicht, wie?«, keifte mein Großvater erbost. »Darauf seid ihr ja sowieso bloß aus. Auf meine Abfindung seid ihr scharf! Denkt ihr, ich wüsste das nicht?«

»Keiner hier hat je einen Pfennig von diesem Geld gesehen«, sagte Gösta ruhig und legte Großvater den Arm um die Schultern, um ihn aus der Küche zu kriegen. »Unsere Miete wird von Mama und mir bezahlt. Alles andere auch. Kein Vorwurf – nur mal dran erinnert.«

Gösta hatte vor Kurzem die Gesellenprüfung als Buchbinder gemacht. Sein Meister hielt große Stücke auf ihn, das hatte er meiner Mutter selbst mitgeteilt. »Ihr Junge hat goldene Hände, Frau Ammerdal, an dem werden wir alle noch Freude haben.«

Meine Mutter wiederholte diesen Satz oft und gern, vor allem wenn Gösta in der Nähe war. Um sein Selbstbewusstsein zu stärken, wie sie sagte. Denn Gösta war, von seinen goldenen Händen abgesehen, eher unscheinbar. Groß, aber täppisch. Er wurde schnell rot vor fremden Leuten und brachte in deren Gegenwart kein Wort heraus. Bis man ihm eine Gelegenheit gab, etwas mit den Händen zu tun. Dann wurde alles an ihm geschmeidig wie bei einem Klavierspieler, er vergaß jegliche Blicke, die seine Arbeit beobachteten, und summte sogar dabei. Als sei ein tief in ihm schlafendes anderes Wesen plötzlich erwacht.

Ich überlegte gerade, ob es meine Mutter sehr stören würde, wenn ich so leise wie möglich die lange Ballade für die Schule lernen würde. Denn in unserem vollgestellten Schlafzimmer, zwischen den Betten und an Bügeln hängenden Kleidern, den schwarzen Schranktüren und der Puppenecke von Elseline wollte mein Kopf nun mal nicht lernen. Ich zog mir einen Hocker heran und fragte halblaut, sodass es nicht mehr als »Ansprechen« galt: »Soll ich dir vielleicht was zurichten?«

Das hieß, dass man einzelne Blumenstiele mit Stahl- oder Kupferdraht umwickelte und das Drahtende so einspießte, dass der Blütenkopf gehalten wurde. Wie ein Menschenkopf von einem steifen Kragen.

Das aufgeschlagene Buch hatte ich im Schoß liegen. Ich fing an zu murmeln: *»Es war ein dürrer König, der hatt' ein Land am Meer. Er fuhr an seinen Küsten brandschatzend bin und her ... Dabeim hatt' er zwölf Jungen und eine Königin und eine Königin-Mutter, die barrten all auf ihn. Die fraßen, was er brachte ...«*

Als meine Mutter mich unterbrach. »Es tut mir leid, Tova, aber du musst noch mal raus. Lauf zu Frau Scheeps, sag einen schönen Gruß von mir und ich bräuchte dringend Heliotrop. Sagen wir, ein Dutzend. Und auch noch zwanzig von den großen Callas.«

»Aber es ist bereits dunkel«, wandte ich ein. »Du weißt doch ...«

»Dann musst du eben Elseline wecken und dir von ihr helfen lassen«, sagte meine Mutter. Ihr Ton duldet keine Widerrede. Was sie tat, war schließlich für uns alle.

Elseline schlief schon. Ich hatte Gewissensbisse, dass ich sie aus diesem ersten tiefen Schlaf rütteln musste. Sie war erst neun und sah aus wie sieben. Aber ich war nun mal nachtblind.

Wo jeder normale Mensch sich von einer Laterne zur anderen orientierte, das Ende eines Trottoirs wahrnahm, die Abbiegung einer Gasse erkannte, war für mich Finsternis. Bloß gut, dass ich

wenigstens Elseline hatte. Sie kam mit, ohne dass ich sie lange bitten musste; ein gähnendes blasses kleines Wesen mit offenen Haaren, die zu flechten jetzt keiner Zeit hatte. Sie fasste wie gewohnt meine Hand, um mich zu führen. Niemand konnte geduldiger sein.

Wir mussten den Stadtteil Vaskermoelen durchqueren. Nicht so feines Pflaster wie die Oberstadt, aber doch (wie ich persönlich fand) sehr interessant. Denn Vaskermoelen hatte etwas an sich, das es bei uns, in den ärmlicheren Vierteln, nicht gab. Und in der noblen, reichen Oberstadt erst recht nicht. Nämlich haufenweise sehenswürdige Leute auf den Straßen.

Solange wir uns im Bezirk von Vaskermoelen aufhielten, war ich noch nicht ganz und gar auf Elseline angewiesen. Denn hier wurde auch nachts Handel getrieben und sich amüsiert, was hieß: Über jeder Kaschemme, rund um jede Varietétür und in jeder Ladenpassage brannten Lampen, Laternen, Fanzeln und Lampions in Hülle und Fülle.

Was mir aufgefallen war, wenn ich diesen Weg schon früher (allerdings bei Tag) hatte machen müssen, waren die zahlreichen Berufe, die im Laufen ausgeübt wurden.

Viele der Männer auf den Straßen von Vaskermoelen trugen bunte Livreen oder Uniformen. Als ob sie bei einem Zirkus angestellt wären, als Portier in einem großen Hotel arbeiteten oder Angehörige einer seltsamen Armee wären.

Desgleichen wimmelte es dort von Händlerinnen, die Bauchläden vor sich her trugen oder Kiepen voller Waren auf dem Rücken schleppten. Ständig wurde man von ihnen angefasst, um auf etwas aufmerksam gemacht zu werden, oder sie wollten einen unbedingt in ein Lädchen in einer Seitengasse mitziehen.

Meistens hielten sie Gewürze feil – Kräuterbüschel oder Beutel mit scharf riechendem Zeug. Viele boten auch selbst gemachten Alkohol an, Schnäpse und Obstwein. Aber auch Parfüm, das

sich hinterher als bloßes Wasser herausstellte; nur die entkorkte Probeflasche hatte echtes Duftwasser enthalten.

Meine Mutter hatte mir eingeschärft, niemals bei einem dieser livrierten Männer oder bei einer der Hökerinnen stehen zu bleiben oder gar etwas von ihnen anzunehmen. »Sag immer: Ich bin selbst unterwegs. Hast du verstanden, Tova?«

Geruch nach gebrannten Mandeln stieg uns in die Nase, Brutzeldüfte von Krapfen, backend in siedendem Öl, Wolken von Tabakrauch, und trotz der späten Stunde schien man noch immer gebratenes Fleisch zu servieren.

Aus geöffneten Türen und Fenstern dröhnten die schmetternden Klänge von Musikapparaten. Anderswo wiederum sangen (oder vielmehr grölten) mehrere Stimmen gleichzeitig Lieder, die sich mir einprägten. Und die ich zu Hause vor mich hin sang, wenn ich annahm, keiner höre mir zu. Eines ging so:

*»Bertha Marie  
zeigt mir nie  
ihre Knie,  
denn sie sind nicht wie die  
von der Annabel-Lee.«*

Die Hand meiner Schwester zuckte in meiner. Weil ich nicht gleich reagierte, kam noch ein leises Mucken wie von einem maunzenden Kätzchen.

Ach ja – die »Stelle«!

Bei einem der Häuser nämlich gab es eine Außentreppe in den ersten Stock, wo man dann in einen Hut-Salon gelangte. Blieb man aber auf der obersten Stufe der Treppe stehen und wandte sich um, hatte man zwischen zwei Giebeln der gegenüberliegenden Straßenseite hindurch einen Blick auf das Schloss.

Es glühte. Es flimmerte. Es schillerte und sprühte fröhlich und glitzernd, als wäre es ein lebendiges Wesen. Von Weitem sah es aus, als zwinkerten die vielen Lichter einem zu und versuchten einem mitzuteilen: Wir feiern! Wir feiern! Willst du nicht mitfeiern? Denn so schön wie heute wird es nie wieder sein!

Ich musste Elseleine fast mit Gewalt loseisen. »Jetzt komm schon, komm weiter, Mama braucht die Blumen.«

»Weißt du, wie es aussah?« Ihre Stimme war pure Andacht.

»Wie denn?«

»Wie ein aus Millianten Brillionen gemachter Schmuck zum Anstecken.«

»Wo willst du denn schon mal Brillantschmuck gesehen haben?«

Sie überhörte die Herablassung in meiner Stimme und sagte so selbstsicher, wie man nur sein kann: »Vor Längerem. Opa hatte mich mitgenommen, weil er auf mich aufpassen sollte. Wir sind in ein ganz feines Geschäft hineingegangen. Und solange Opa mit einem der Verkäufer geredet hat, hab ich mir die Glassärge angeguckt mit den Millianten Brillionen.«

Während wir langsam aus Vaskermoelen herauskamen und in stillere, aber auch sehr viel schlechter beleuchtete Straßen gerieten, versuchte ich mir aus dem Gesagten einen Reim zu machen. Was suchte Großvater in einem Juwelierladen? Unser harmloser Opa mit seiner Taschenuhr aus Tulasilber und als einzigem Schmuck zwei Eheringen (weil er Witwer war) – verhandelnd mit einem Verkäufer in einem Schmuckgeschäft der Innenstadt?

Ich musste mir eingestehen, dass man für Großvater wohl nicht die Hand ins Feuer legen konnte, was Ehrlichkeit anging. Angeblich (so hatte er zumindest behauptet, als er meiner Mutter eröffnete, bei uns wohnen zu wollen), angeblich hatte er nach der Explosion in der Fabrik, von der ihm ein fast steifes Knie und ein

krummer Finger zurückblieben, eine hohe Entschädigung erhalten. Über die Höhe der Summe wusste selbst meine Mutter nichts Genaueres.

»Er widerspricht sich fortwährend«, hatte sie Gösta und mir im Vertrauen mitgeteilt. »Mal sind es fünfzigtausend, mal fünfzehntausend, auch von bloß Fünftausend war schon die Rede. Gesehen hab ich bis heute weder ein Sparbuch noch eine kleine Beihilfe zum Haushalt. Und der einzige Luxus, den er sich leistet, sind seine Zigarren und neue Schuhsohlen, wenn die alten von seinem Herumspazieren abgewetzt sind.«

»Vielleicht hat er es ja in einer Socke versteckt«, hatte ich gewitzelt. »Wir sollten mal seine Kommodenschublade durchstöbern.«

»Kommt nicht infrage. Er ist mein Vater. Und ich gebe ihm den Respekt, den er in seinem Alter verdient«, sagte meine Mutter.

Ich hatte wieder mal den Mund nicht halten können und halblaut gesagt: »Wieso bist du so sicher, dass er Respekt verdient? Er hat uns noch nie was geschenkt. Außer Zigarrenbauchbinden, als wir klein waren. Was hast du von ihm zu Weihnachten bekommen? Na, sag schon: was?!«

»Ich wünsche nicht weiter über dieses Thema zu sprechen.« Das war alles, was meiner Mutter dazu einfiel.

Mittlerweile hatten wir es fast geschafft. Dort, wo Frau Scheeps wohnte, gab es keine hohen Stadthäuser mehr, nur vereinzelt Villen und Landhäuser mit großen Gärten. Und zwischendurch Güter mit Feldern und Ställen.

Ich riss an der Zugglocke. Die Laternen an der Gartentür beleuchteten die Rosen, die rund um den Torbogen wucherten. Dicke gefüllte Rosen, die jetzt, in der Nacht, so laut dufteten, dass es fast ein Flüstern war.

Hunde schlugen an, überall, auch weit weg, einer steckte den anderen an.

»Wer ist am Tor?« Eine Männerstimme. Denn Frau Scheeps wohnte mit zwei Männern zusammen. Einer war wohl Herr Scheeps.

»Wir kommen von Frau Ammerdal aus der Stadt. Wegen Blumen!«

Der Mann schritt gemächlich über den knirschenden Kiesweg heran und ließ uns ein. Ein großer, hechelnder, aber stiller Hund begleitete ihn. Als der Mann sah, wie Elseline mich führte und dirigierte, damit ich nicht über die kleinen Buchseinfassungen des Gartenwegs stolperte, merkte ich, dass er gerne was gefragt hätte, denn er räusperte sich.

»Ich bin nämlich nachtblind«, sagte ich.

»Interessantes Gebrechen«, bemerkte eine zweite Männerstimme ironisch aus der offenen Haustür.

Ich hörte, wie Frau Scheeps im Hintergrund sagte: »Ach, halt doch den Mund. Wer besucht uns denn da so spät? Die beiden Fräulein Ammerdal, nanu ...« Sie schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Josephine sollte euch um die Zeit nicht mehr draußen herumstreunen lassen.«

»Meine Mutter lässt schön grüßen und sie braucht dringend ein Dutzend Heliotrop und zwanzig große Callas. Es ist ein Eilauftrag. Die Kränze werden morgen früh abgeholt«, ratterte ich herunter. Jetzt erst kam mir zu Bewusstsein, wie ungewöhnlich, ja unverschämt unser Ansinnen eigentlich war.

»Reich mir mal meine Gartenhandschuhe, Jim«, sagte Frau Scheeps. Hier, im Licht des Hausflurs, sah ich es – sie war im Ballkleid. Die Seide rauschte nur so um sie. Und die Männer waren im Frack. »Ihr könnt allein auf das Fest gehen, ich hab Wichtigeres zu tun, das seht ihr ja. Denkt euch etwas aus, das mich entschuldigt.

So muss ich diesem Parvenue wenigstens kein falsches Lächeln zeigen.«

»Und was sagen wir der Fürstin?«

»Nichts. Holt eure Zylinder, der Wagen ist da! Kommt, ihr Mädchen, kommt schnell!«

Und Frau Scheeps, mit Gartenhandschuhen über den Ballhandschuhen, mit glitzerndem Diadem in der Frisur und tief ausgeschnittenem Dekolleté, schob mich und Elseline hastig weg vom Haus. Dorthin, wo ihr Gewächshaus lag. Denn vorm Gartentor trappelten Pferdehufe und rollten Räder. Auf einen Handgriff von Frau Scheeps hin erstrahlte das gläserne Gebäude im Schein mehrerer Lampen. Warmer, schwerer Pflanzenduft schlug einem entgegen.

Ich hätte zu gern gewusst, weshalb Frau Scheeps, die ins Schloss zum Ball eingeladen worden war, diese besondere Ehre einfach so wegwarf. Keinen Augenblick glaubte ich ihr, dass dies unseretwegen geschah. Wir und die Blumen für meine Mutter waren nur ein willkommener Vorwand.

Im hinteren Teil des Gewächshauses war eine zweite Tür, durch die Frau Scheeps jetzt trat, nachdem sie für uns den Korb mit Heliotrop gefüllt hatte. Dort, wo sie hinging, gab es keine Beleuchtung. Für mich jedenfalls hatte es den Anschein, als tauche Frau Scheeps in die Nacht.

»Wo ist sie hin?«, raunte ich Elseline zu. »Kannst du sehen, was sie da draußen tut? Wieso lässt sie uns allein?«

»Da ist wohl so etwas wie ein Teich«, flüsterte meine Schwester zurück. »Ich glaube, sie bricht dort Blumen ab.« Und noch einen Hauch leiser fügte sie hinzu: »Sie hat ihre Schuhe ausgezogen, Tova! Sie geht barfuß! Barfuß – im Ballkleid!«

Wir kicherten, weil wir unsere Begeisterung nicht anders ausdrücken konnten.

Als wir uns verabschiedeten, lag im Korb außer Mutters Heliotrop und Callas noch jede Menge Gebäck. Und obendrauf drei taunasse, aufgeblühte Rosen von kräftigem Dunkelgelb, wie die Glocken der Narzissen. Auf dem Heimweg durch Vaskermoelen wollte man uns mehrmals die Blumen abkaufen. Eine Frau vor allem lief hartnäckig neben uns her und handelte. Nachdem ich auch beim vierten Mal Nein sagte, sahen wir Ärger kommen. Wir mussten flüchten.

Nach Mitternacht erst langten wir zu Hause an. Elseline war schon im Gehen immer wieder eingenickt; auf der letzten Wegstrecke war sie keine große Hilfe mehr gewesen. Während sie jetzt im Tiefschlaf quer über ihrem Bett lag, zog ich ihr die Schuhe ab und schälte sie aus ihrem Matrosenkleid.

»Sie braucht morgen früh nicht in die Schule«, sagte meine Mutter mitleidig.

»Heute früh«, verbesserte ich. »Und ich?«

»Du? Du kannst mich wach halten.« Sie arbeitete mit der großen Stopfnadel an der Rückseite des einen Kranzes. Ich nahm das stillschweigend als Erlaubnis, ebenfalls zu schwänzen. Und war sehr erleichtert. Denn die Ballade vom seeräubernden König und ich waren nicht miteinander warm geworden.

Wir tunkten die Marmeladenplätzchen, die wir mitbekommen hatten, in frischen Kaffee und waren wieder wie neu.

»Woher kennt ihr euch eigentlich – Frau Scheeps und du?«, wollte ich wissen. »Immerhin ...«

»Immerhin was?« Meine Mutter hielt einen Moment bei der Arbeit inne. »Ich bin schließlich nicht in dem Viertel hier geboren. Wir sind zusammen in eine Klasse gegangen, sie und ich. Sie war sogar meine Brautjungfer.«

Die Nacht der Neuigkeiten! Alle Schläfrigkeit war verschwun-

den. Ich stotterte los, wusste nicht, wonach ich zuerst fragen sollte.

»Aber wieso ... ich meine, wieso wohnt ihr so verschieden? Sie DORT! Und du HIER! Und wieso wird sie aufs Schloss eingeladen? Aber sie wollte gar nicht hin, kannst du dir das vorstellen? ... Und wenn sie deine Brautjungfer war, dann hat sie also ... äh ... unseren Vater gekannt?«

Der letzte Satz war mir wider Willen herausgerutscht. In der Familie wurde nie über unseren Vater gesprochen. Meine Mutter und Großvater bewahrten ein seltsames eiskaltes Schweigen, sobald man dieses Thema auch nur andeutete.

»Aber wieso«, fuhr ich fort, »konntet ihr überhaupt auf dieselbe Schule gehen? Sie, die im Schloss tanzen dürfte, wenn sie gewollt hätte, und du als ... als Tochter von einem Arbeiter aus der Wärmflaschenfabrik?«

»Dafür bist du noch nicht reif genug«, sagte meine Mutter. Und nach kurzem Zögern: »Nur so viel: Dein Großvater hat auch ein Leben *vor* den Wärmflaschen gehabt. Irgendwann wirst du es erfahren. – Ach, übermorgen müsste die Kiste mit der Myrte aus Italien ankommen, für die beiden Hochzeiten nächstes Wochenende. Gehst du für mich zum Bahnhof und holst sie ab?«

Ich nickte.

Und beleidigt, weil man mich für nicht reif hielt, summte ich *Bertha Marie zeigt mir nie ihre Knie* vor mich hin. Aber meine Mutter reagierte nicht. Provokation umsonst. Woher sollte sie derartige Gassenhauer auch kennen?

